

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

14.3.1920 (No. 11)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 11

Karlsruhe, Sonntag, 14. März

1920

Inhalt: Meiner Mutter an der Bahre. Von Albert Geiger. — Albert Geiger. Zum Dant und Gedächtnis. Von Dr. Ernst Kundt. — Auf ein schlummerndes Kind. Von Friedrich Heibel. — Gedanken eines Träumenden. Von Ulrich von der Trend. — Fränkische Sagen. Von Karl Ducommun. — Kundt's Gast. Von Benedikt Schwarz. — Bäuerliche Sprachdichtung. Von o. — Zwei Fabeln. Von Walther Durr. — Der Bettler. Von Dora Gmsam. — Die besüßelte Kirche. Von Max Jungnickel.

Meiner Mutter an der Bahre.

Von Albert Geiger.

Laßt sie ruh'n! Laßt sie ruh'n . . .
Ihr ist gut!
Stört sie nicht . . . Stört sie nicht!
Seht, wie sanft sie ruht!

Keine Sorge kränkt und kein Weh' bedrängt
Ihre tiefe Raft.
Aus der Hand entfiel ihr am Wanderziel
Das Bündel Lebenslast.

Gebt statt seiner ihr diese Rose hier
In die Hand.
Luag ihr süßer Duft sie in die Brust,
Sie geleiten ins stille Land!

Draußen sternenwärts über Glück und Schmerz
Strebt der Mond so sacht,
Gießt Dir Frieden licht übers Angesicht —
Mut, er, gute Nacht!

Albert Geiger.

Zum Dant und Gedächtnis.

Von Dr. Ernst Kundt.

Am 18. Januar 1915 hat in Karlsruhe eine kleine, aber erlesene Schar von Freunden einen deutschen Dichter zum Flamengrav geleitet. Was ist dem Dichter ein schöner Grabstein, was sind ihm die empfindsamsten Leichenreden, was das Orgelspiel, das bis zur Friedhofsmauer dringt! Auch er wollte weniger erhoben und desto mehr gelefen sein. In den isolierten Zeltungen warme, aber zeitgedrängt kurze Nachrufe, ein paar abgedruckte Gedichte, in der Presse der Reichshauptstadt ein paar kleine, telegraphierte, nichts sagende Zellen. Das ist alles: Nur ein deutscher Dichter ist gestorben. Freilich in einem Kriegsjahr gestorben, wie auch geboren, und es schien in dieser tosenden Zeit, als habe nur der Tote einen Anspruch auf Beachtung, der um das Vaterland gestorben ist.

Albert Geigers äußeres Leben (12. September 1866 bis 15. Januar 1915) ist bald erzählt: Er war der Sohn eines Hammerwerksbesizers aus Bühlertal in Baden, seine Mutter soll eine Urenkelin Grimme's gewesen sein. Seine Jugend, wie den größten Teil seines Lebens hat er in Baden gelebt. Im Jahre 1888 bezog er die Universität und studierte in Freiburg, Heidelberg, Berlin und Straßburg neuere Philologie, Philosophie und Nationalökonomie. Später hat er sich ganz der kritischen und dichterischen Tätigkeit gewidmet. 1902 gründete er in Karlsruhe die um Badens Kultur und Kunst verdienstvolle Vereinigung für heimatische Kunstpflege.

Albert Geiger war als Dichter, wie als Mensch von ungewöhnlicher Vielseitigkeit; er ging ebensowenig in einer bestimmten literarischen Richtung, wie sein Leben nach den Formen einer bestimmten Weltanschauung abließ. Das ist das einzig Feststehende bei ihm: Mensch und Dichter waren in jeder Stunde ein und dasselbe. Der Dichter in ihm wurde dem Menschen und der

Mensch dem Dichter nie untreu. Kein bürgerlicher Beruf lenkte den Schriftsteller von seinen Gedanken ab, keine äußere grobe Widerwärtigkeit trieb den Dichter von seiner Kunst fort. Geiger besaß neben der literarischen Fachbildung, die für einen Schriftsteller und Kritiker seines Ranges selbstverständlich ist, eine umfassende historisch-klassische und sprachliche Bildung. Er konnte mehr Latein, als mancher eben der Schule entlassene Student, er sprach Italienisch und las uns feurige italienische Lieder mit aller Glut und allem Wohlklang der Stimme vor, die deutsche Dichter vergangener Zeit von dort unten nach Germanien mitbrachten. Ich erinnere mich an ein sehr charakteristisches Bekenntnis: „Ich hätte ebenfogut ein guter und vielleicht großer Sänger als ein ebenfolcher Schauspieler werden können.“ Wer die seltene Gelegenheit hatte, ihn in diesen beiden Künsten zu hören, konnte daran nicht zweifeln. Geiger war eine durchaus musikalische Natur, ein falscher Gesangston konnte ihn sehr böse, eine schlechte Aufführung unglücklich machen. Er selber aber sang mit einer geschulten Tenorstimme. Wenn er rezitierte, so holte er, ganz ohne eigentliche deklamatorische Mittel, nur durch geistvoll eindringenden Vortrag alle Werte der Dichtung heraus. Er kannte aber die Gefahr der Vielseitigkeit, war auf seiner Hut, nahm sich und sein Schaffen streng in Zucht und ist ein guter Dichter geworden.

Albert Geiger war „Kulturmann durch und durch“ — man gestatte diesen Ausdruck wiederum als wörtliche Erinnerung an ein Gespräch mit dem Dichter. Kultur mit Kraft gepaart, mit Schönheit vereint. Seine Wohnung, an deren Wänden Bilder des Meisters Hans Thoma hingen, zeigte ebenso erlesenen Geschmack, wie die lässige Gewähltheit seines Anzuges, wie der seltene, aber einfach gefasste Stein am Ring des Fingers. Schopenhauers Philosophie hat ihn auf der Universität stark beschäftigt und seine Dichtungen zeitweise beeinflusst, in seiner späteren Zeit aber und auf der Höhe seiner Kunst hat Geiger manchen Dummus auf das Leben geschaffen, so daß man nicht sagen kann, Pessimismus und Resignation seien seine dauernden Lebensbegleiter gewesen. Gegen Philister und Heuchler, gegen literarische und menschliche Stümper war er allerdings ein Verächter, ein Dasser in jeder Lebensstunde. Er ging seinen literarischen Weg für sich, er machte keine Konzessionen, er nahm keine Rücksichten.

Ein Hang zu grüblerischer Schwermut hat ihm oft seine Tage beschattet und seine Verse düster gemacht, bis dann wieder die Lebensbejahung wie eine Flamme durch die Nische schlug und strahlend alle Schatten verzehrte. Die Freude an der Natur, die er über alles liebte, war dabei seine häufigste Helferin. Er hat das Leid der Zwiespältigkeit, der zwei Seelen in unserer Brust, in allen Stadien und im raschesten Wechsel durchlebt. Hell klingt sein „Ritter-Lied vom Leben“ und doch ist es gewiß nur aus Trost und Auflehnung gegen Widerwärtigkeiten entstanden, soll es Schatten und Zweifel, die aufsteigen wollen, verschrecken.

Ich lebe wie ich leben muß,
Dem Tod, dem Leben meinen Gruß!
Und immer scharf ins Leben hinein.
Die Faust lässig am Bügel
Die Schenkel fest am Bügel.
So soll geritten sein.
Je toller, desto lieber!
Mein Herz, mein armes liebes Herz,
Getreu in Lust, getreu in Schmerz,
Spricht manchmal seinen Takt dazu:
Hab Acht! Ich oder du!
Sei still, dummes Herzelein.
So stürmend muß mein Leben sein!
Ich oder du!
Und geht dies Herz im Sturm entzwei,
Zu früh entzwei:
Du liebes Herz, dann sind wir frei.
Ich, mein Herz und du!
Und — wir haben gelebt!

Man soll dem lebenden Dichter nicht in seine Werkstatt schauen. Ueber die Art des Schaffens eines Gewesenen darf man jedoch sehr wohl etwas sagen, wenn es merkwürdig ist. Daß Geigers Lyrik, wie jede gute Lyrik, allein dem Gefühl der Stunde des Erlebens entsprungen ist, das empfindet jeder, der seine Verse liest. Menschlich und psychologisch interessant dabei ist aber, daß der Dichter die meisten seiner lyrischen Schöpfungen in einem Zug, geradezu traumhaft leicht und schnell geschaffen hat. Die erste Handschrift zeigt das fertige Gedicht, fast ohne eine einzige

Korrektur. So hat er einen Zyklus Gretchenlieder, angeregt durch eine Theateraufführung, in einem Zug mit seiner kleineren Schrift auf die Marmorplatte seines Nachtlisches geschrieben.

Man kann wohl sagen, daß Geiger uns als Lyriker sein Bestes gegeben hat. Aber Lyrik im besten und weitesten Wortsinne. Er hat sich gelegentlich selber als späten Romantiker bezeichnet und ja auch den Stoff seines großen Dramas (Tristan) jener Zeit entnommen. Seine Erzählungen, in denen er seiner schönen Heimat ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, sind weit mehr als das, was man schlechthin mit dem fatalen Ausdruck Heimatkunst bezeichnet hat. In allen Arten seiner Kunst finden wir das lyrische Element als schönste und reinste Blüte. Nach dem Ruhm des Dramatikers hat er nur zeitweise von Herzen gestrebt. Der Effekt des auf einen Höhepunkt hinstrebenden Theaterstücks reizte ihn nicht, der straffe Aufbau des Dramas ist ihm und seiner Kunst wegensfremd.

Es sei hier nur auf das eine oder das andere seiner Werke ausführlicher eingegangen. Die Werke selber sollen sprechen. Ich führe sie am Schluß dieses Aufsatzes an und bezeichne die wichtigsten. In der Fülle seiner Werke ist ein Hauptthema un schwer festzustellen: Die Liebe zwischen Mann und Weib. Er spürt den vielen Wegen in diesem „weiten Feld“ in tiefstem Erkennen, in zartester und schönster Darstellung nach. Er hat wie kaum einer die Seele der Frau zu schildern verstanden, sie steht im Mittelpunkt seiner Dichtung: als führendes, spendendes, vernichtendes Element. Das Weib ist des Mannes Schicksal. Das Hohe Lied der Liebe von Tristan und Isolde lag Albert Geigers innerstem Wesen nahe. Schon in seiner ersten Gedichtsammlung findet sich ein Liebeszwiegefang Tristans und Isolde, in späteren Gedichten, in einer Novelle und in seinem wichtigsten Drama behandelt er diesen Stoff. Geigers Tristan-Drama ist in zwei selbständige Stücke gegliedert, Blanchefleur und Isolde. Blanchefleur, die Schwester König Markes, liebt den schwer verwundeten Nivalin. In Liebeungeduld und Angst schleicht sie sich zu ihm. Dem Sturm der Leidenschaft und des Glücks ist der verwundete Held nicht gewachsen. Er stirbt, nachdem die Geliebte ihn verlassen hat und Blanchefleur wird von dem erzürnten König des Landes verwiesen. Sie wandert in Nivalins Heimat, Tristan den Traurigen, wie man ihn nennen wird, unter dem Herzen tragend. Geiger hat die Ereignisse der Sage umgestaltet und echt dramatisch auf eine kurze Zeit zusammengedrängt. Zweifellos widerstrebt aber das mittelalterliche Epos der modernen Dramatisierung. Was uns dort aus der höflichen Elite und den Begriffen einer längst verklungenen Zeit verständlich wird, all das Wunderbare und köstlich Naive, das im Epos einfach erzählt und aneinandergereiht werden kann, läßt sich nicht, wie dies das moderne Drama verlangt, psychologisch begründen und folgern. Geiger hat dies an mehreren Stellen versucht, ohne aber die dramatischen Schwereigkeiten, die sich aus dem Widerstreit von Romantik und Moderne ergeben, ganz überspringen zu können. In ergreifenden Bildern sehen wir die Geschichte der selig-unglückseligen Liebe vorüberziehen. Eine Konzentration auf einen Höhepunkt fehlt, es gibt solcher mehrere. Alle äußere Handlung liegt zwischen den Akten. Den Zaubertrank der Sage hat Geiger feinsinnig und überzeugend durch den seelischen Vorgang ersetzt: Isolde will auf der Fahrt nach Cornwall mit Tristan, den sie nur scheinbar noch haßt, den Todesstrank leeren. Er entreißt ihr das Glas, es fällt zu Boden und zerspringt. Da bricht die Liebesleidenschaft ungebannt über beide hervor. Die Sprache der ganzen Tristanichtung ist formvollendet, ein einziges herrliches Liebeslied, das sich besonders in der Schlussszene, zudem einer Szene ganz eigener Erfindung, zu größter Kraft erhebt. In einer dunkleren Szene trifft die Pilgerin Isolde, vom Hauche des schwarzen Todes schon berührt, den todeswunden Tristan wieder. Vor der dämonischen Kraft des Weibes, aus der Flamme der Leidenschaft, war Tristan gelassen. „Ein Kaiser ward ich um des Todes willen“. Doch Isolde siegt mit ihrer großen Liebe und findet ihn. Jetzt kommt der Tod als Erlöser, der Tod machte rein. Nimmt alle sündige Begierde von den Liebenden.

Geigers Legende von der Frau Welt, ein Prosawerk, verbindet zwei romantische Stoffe. Die „Mär von der Meze Welt“ und die Sage vom „Armen Heinrich“. Ein edler Junker rettet mit seinem Burgpfaffen, den die sorgende Mutter zu Schutz und Begleitung ihm mitgibt, dem Süden, der hohen Schule zu. Sie kommen nicht weit. Der Trübel des berühmten Konzils zu Konstanz hält sie auf. Die Meze Welt verschlingt den toten Junker. Krank an Seele und Leib kehrt er heim, ein wüßtes Leben in Sauf und Bräu hilft ihm nicht über die Enttäuschung. Schließlich erlöst den schon Verlorenen Gudula, die Jugendgepieltin durch Hingabe ihrer reinen Seele und ihres reinen Leibes. Die Erzählung leidet darunter, daß das Wunder der alten Legende Hartmanns von Aue etwas unvermittelt an die Wirklichkeitsdarstellung angelehnt ist. Sonst zeigt der Dichter, daß auch er eine der köstlichsten Poetengaben besitzt, den Humor. Der Briefwechsel zwischen Balduin Hasenpfeffer, dem Burgnarren, draußen in der wilden Welt und dem daheimgebliebenen Hausnarren Hans Födel sprüht Lebensweiskheit und Lachen. „Liebwertester! Die Gasse des Lebens ist voll Unrat. Und ein verständiger Mann nimmt seine Kutte hoch und schiebt zu, daß er nicht beschmutzt wird. All das Berzäuen und Getrauer und die ewig trübseligen Gebärden helfen zu gar nichts. Aber Lachen und darüber Hinwegschärfen, die gehören dazu. Laßt die

Lumpen Lumpen sein, die Becken Becken und die Dirnen Dirnen. Ergötzet euch daran und deutet, es ist das Treiben der Welt.“

Ganz in die Dystik des Mittelalters, in ritterliche und dämonische Zeit führt Geigers geschlossene romanische Dichtung Passiflora, in der er das furchtbare Schicksal der Gewinnerehe behandelt. Titanenlast bäumt sich der Held gegen Himmel und Gott selber. „Fluch dir Sonne! Fluch dir Welt! Fluch dir Gott! Passiflora soll mein Weib werden. Ich nehme sie mir aus der geschlossenen Faust. Aus Gones geschlossener Faust“. Aber das Schicksal ist stärker als der Mensch. Es ist unaufhaltsam wie ein Muhlrad. Der Mensch treibt darauf zu, wie der Tropfen im Bach. Unabänderlich. Ein überhängender Zweig, ein Gashalm mag den Tropfen zur Weile aufhalten. Es ist nur zum Schein. Der Tropfen fällt zurück und treibt zum Ab. Die Sprache des Werkes ist von besonderer Schönheit. Die einzelnen Worte, Sätze aus wenigen Worten. Sagone, bunte, funkeinde Punkte, die ein Gemälde von üppigster Fülle ausmachen. Man muß beim Beschauen ein wenig zurücktreten und die notwendige eigene geistige Arbeit des Verbindens und Zusammenfügens erhöht den Genuß. Sprachlicher Pointillismus. Die lyrischen Bilder sind voll tiefstem Empfinden, ein kleines Stückchen in diesem Werk, kaum drei Seiten lang, „O wie selig schläft das Kind“, ist eins der schönsten Märchen in deutscher Sprache.

Für einige von Geigers Prosaschriften müssen wir Badener ihm besonders dankbar sein. In der selbst-biographischen Erzählung Roman Werners Jugend, in dem Roman Der arme Hans, in den Novellen Die nicht leben sollen, hat der Dichter unsere Heimat, ihre stille Schönheit und die köstlichen Gestalten, die es da oben im Schwarzwald noch gibt, vollendet geschildert. Humor und Schwermut, prangende Schönheit in heiterem Sonnenschein und düstere Schatten des Waldes vereinen sich in diesen Erzählungen. Weit schweift der Blick über die fruchtbare Ebene bis hinüber zu den blauen Bergen der Vogesen, gelassen und ewig schauen die Berge hinab auf die kleinen Menschen und ihr schmerzliches oder freundliches Schicksal. Trotz aller Schwermut, aller Liebes- und Lebensqual, trotz Todesahnen steigt das Leben und zwar gerade auch im „Roman Werner“. „Denn nicht der Tod spricht das letzte Wort, sondern das Leben!“

Lyrische Gedichte soll man lesen und nicht allzuviel beschreiben. Zudem ist in verschiedenen guten Aufsätzen eingehend über Geigers bis jetzt veröffentlichte Gedichtsammlungen gesprochen worden*. Das literarische Urteil kann nicht anders fallen, als daß Geiger zu den besten unserer modernen Lyriker gehört, er ist ja auch als solcher am meisten bekannt. Seine Lieder sind vielfach komponiert, das liebliche Gedicht „Marienbild“ wird in der Komposition von Eduard Behm in ganz Deutschland gesungen. Er war ein unbedingter Meister der Form, straff und geschlossen, einfach in der Linie wie in den Mitteln. Wie Lionardos gedämpfte Farben, so sind die Töne über Geigers Versen, um den Ausdruck des Malers zu gebrauchen, zart, satt und tief. Schon in der Sammlung Gedichte (1900) ist alles Jugendlich abgestreift, ein Lied wie das „an Isolde“ kann nur ein begnadeter Künstler schaffen. In der nächsten Sammlung „ausgewählte Gedichte“ ist gutes Altes und bestes Neue vereint. Das Bedeutsamste darunter, der Sonettenkranz „Gott und Leben“, die Zusammenfassung von Geigers „Kampf- und Schmerzproblem Menschentum. Sie offenbaren uns „ich, auf die knappste und tiefste Formel gebracht, jenes qualvoll selige Gefühl vom Einssein der Gegenätze, das wir in Geigers innerstem Wesen begründet finden und dessen Urbild er selber nun wiederfindet im Wesen der Welt.“ (Wolff). Ein tiefes religiöses Gefühl offenbart uns der Dichter. Den Dichter des neuzeitlichen Gottsuchens nennt ihn Hesselbacher, und einen Dichter der Liebe möchte ich ihn nennen, der Liebe voll Schmerz und Leiden. Ein stichtiger, von dem Dichter selbst noch zusammengestellter Band von neuen Gedichten liegt vor, der einen Ueberblick über das Schaffen der Jahre 1906–1912 enthält. Nur ein Teil der Gedichte ist bis jetzt in Zeitschriften veröffentlicht.

Geigers nächste größere dramatische Schöpfung, der 1914 erschienene, aber schon einige Jahre vorher entstandene Sun, eine dramatische Legende, wie er das Werk nennt, spielt auf orientalischem Boden.

Das Werk steht in kraftvollem Gegensatz zu früheren Schöpfungen. Nicht das Weib ist der dominierende Teil und des Mannes Schicksal. Der Mann entscheidet diesmal frei über sich und sein Leben. Sun ist die verkörperte, selbstbewusste, gerechte Männlichkeit, die sich selbst den Göttern nicht beugen will, denn er erkennt ihre Unvollkommenheit an dem Weg, den sie ihn führen wollen und an seinem Schicksal, das sie nicht von ihm abwenden können. In tätiger Resignation bleibt er Sieger. Der vierte Akt ist in dem Gegensatz einer innigen Liebeszene und dem entscheidenden Kampf die Krone des Stückes und gut bühnenwirksam. Ueberall finden sich prächtige lyrische Stellen.

In einer Dichtung in einem Akt, Der Fremdling, die voll persönlichen Erlebens steht, ist wieder um der Mann der Ueberwinder des Schicksals. Geiger legt seiner Dichtung eine große Liebe zwischen Odysseus und Nauffka zu Grunde. Odysseus kehrt nach langen Jahren von Wanderlust und Sehnsucht

* Anmerkung: Albert Geiger von Dr. Karl Hoff-Karlstrube, in Masken. Wochenchrift des Fühlbacher Schauspielhauses, 1907, Nr. 88. Albert Geiger. Studie von Otto Krommel in Weidmann's Monatsheften, Mai 1910. — Carl H. Hoff in Entwürfen neuerer badischer Dichter. Seil.romm bei Eugen Salzer, 1910.

getrieben auf die Insel der Phäaken zurück. Noch einmal ist der Held hinausgezogen, das „wilde Wagespiel“ mit dem Meer, mit dem Leben zu erproben. Das Meer ist ihm ein Sinnbild der Welt.

Schau an die Welle: Alles lehrt sie dich!
 Sieh, wie sie kommt und geht. Sieh bald zerfließt.
 Und wieder dann in Eins zusammen rinnt.
 Dies schillernde Gebild: Abbild ist es der Welt.
 Ein ewig Wilden. Auseinanderinnen
 Und wieder sich gestalten ist ihr Wesen.
 So wandert sie, sich unaufhörlich wandelnd
 In grauenvoller Pracht durch Ewigkeiten.
 Und wie die Welle wohl sich ruhslos ändert
 Und doch im Grund dieselbe immer ist:
 So diese Welt, die aus dem gleichen Urstoff
 Sich ewig wandelnd, doch dieselbe bleibt.

Er ist ein Fremdling geworden in der Heimat, er hat die Familie verlassen allein auf sich selbst gestellt steht er da, frei, ganz frei. Nautila hat den Mut, mit ihm zu ziehen. Doch Odysseus geht allein. Kein muß er seinen Weg vollenden. Er will nicht zum zweiten Mal über die Insel den Groll Poseidons bringen. Doch auch der zürnende Gott soll nicht sein Opfer sich selber nehmen können. Odysseus kommt ihm zuvor, und läßt sein Schicksal so selber bestimmend, am Felsen zerschellen.

Geigers Fremdling — Odysseus steht auf einsamer Höhe, ganz losgelöst von Menschen und Göttern. „Am Ende hat er doch als Letztes nur sich selbst.“ Er kämpft um die freie Selbstbestimmung bis zur äußersten Möglichkeit, bis zur Selbsterlöschung. Das uneingeschränkte Recht auf die eigene Persönlichkeit ist der Hauptgedanke dieser höchstbedeutsamen Geiger'schen Dichtung. Wenn man die klassisch ruhige und schöne Sprache dieses Wertes mit andern vergleichen will, so kann man sie, ohne zu hoch zu greifen, neben Goethe und Grillparzer stellen. Das Stück ist auch dramatisch so aufgebaut, daß es von der Bühne herab einen starken Eindruck machen muß. Die Uraufführung fand anfangs 1913 im Karlsruher Hoftheater statt.

Daneben sind noch zwei Einakter entstanden: *Astrid* (1913), der einen modernen Stoff behandelt und bisher noch nicht gedruckt ist; weiter dann 1914 die *Ampel*, ein *Tristanepilog*, in dem Geiger nochmals sein Lieblingsthema formvollendet behandelt.

Ueber Albert Geigers eigenem Leben stand kein freundlicher Stern. Er hat mit Leben und Menschen in bitterem Kampf gelebt, hat beide nicht bestegen können. Das Schicksal seines Sterbens ist tragisch und trostlos zugleich. In den letzten Jahren war ihm die Heimat zu eng geworden. Er löste sich vom Kreise seiner Nächsten. „Venus stand in Konstellation“. Dies alles und seine Ueberfiedlung nach Berlin, im Anfang des Jahres 1913, war ihm ein zweiter Lebensbeginn. Er hatte eine neue starke Quelle in seiner Produktivität angeschlagen, seine reifste Zeit begann. Ein so guter und in vieler Hinsicht, wie Milton- und Naturschilderungen hervorragender Roman, das „Verlorene Herz“, erschien ihm nicht mehr geschlossen genug. Er konnte sich nicht dazu verstehen, den Roman ohne Umarbeitung trotz lockender Verlagsangebote als Buch herauszugeben. Mehrere große Gedichte von höchster Form und Schönheit und Kraft, voll jubelnden Glücker sind entstanden. Ein Hymnus auf Berlin, der Stadt der großen Arbeit, begleitete seinen Einzug dorthin und verdient der Vergessenheit des Zeitungsabdruckes entrissen zu werden. In Berlin ist auch sein letztes, später dann in der Heimat in letzter Krankheit fertiggestelltes Werk geschrieben worden: Ein großer selbstbiographischer Roman, „Die versunkene Stadt“, den alle seine Freunde mit Spannung erwarten werden. Das Werk ist noch ungedruckt und Näheres darüber noch nicht zu sagen.

Die großen Hoffnungen, die Geiger auf Berlin gesetzt hat, müssen sich nicht erfüllt haben. Er hat hier die ersehnte Ruhe zu neuem Leben und Schaffen doch wohl nicht finden können. Kurz vor Ausbruch des Krieges ging er wieder nach Karlsruhe zurück. Krank und müde. Ahnte er seinen nahen Tod und zog es ihn deshalb so ungestüm nach der Heimat? Wir wissen es nicht. Wir wissen nur, daß er an der Schwelle zu seiner reifsten Zeit abgerufen wurde. Wir trauern über dies bittere Schicksal eines guten Dichters und eines bedeutenden Menschen. Viel zu früh ist sein Todeslied wahr geworden:

Alle meine Schiffe treiben
 Langsam in den Hafen.
 Nun will ich ruhig sein
 Und schlafen.
 Es ist viel Glanz geflossen
 In meines Lebens Meer.
 Hab Glück und Schuld genossen,
 Will nun nicht mehr.
 Ein schwacher Goldschein funkelt
 Um meine Stirne noch.
 Aber es dunkelt, es dunkelt,
 Und die Nacht, die Nacht kommt doch.
 Alle meine Schiffe treiben
 Langsam in den Hafen.
 Nun will ich ruhig bleiben,
 Will schlafen.

Europa. Epiisches Gedicht von einem Epigonen. Stuttgart 1897.
Im Wandern und Stehenbleiben (Gedichte). Karlsruhe 1898.
 2. Aufl. 1906. *Duft, Farbe, Ton* (Gedichte). Karlsruhe 1894.
 2. Aufl. 1906. *Gedichte*. Stuttgart 1900, 2. Aufl. 1906. *Maja*. Drama in 3 Akten. Leipzig 1900. *Das deutsche soziale Drama*. Vorträge. Karlsruhe 1903. *Einige Studien in der Allgemeinen Pädagogik*. Beilage: *Emil Bolas Lebenswerk* 1902 Nr. 22/23. *Nikolaus Lenau* 1902 Nr. 184. *N. W. Emerson* 1903 Nr. 70/80. *Goethe, der Maler* 1904 Nr. 191/91. *Roman Berners Jugend* (Erzählungen). Berlin 1905. *Volksschau* 1914. *Ausgewählte Gedichte*. Karlsruhe 1906. *Heilbrunn* 1908. *Die Legende von der Frau Welt*. Karlsruhe 1908, 3. Aufl. 1907 und Heilbrunn 1908. *Tristan*, ein Minnedrama. Karlsruhe 1906. *Ferienidyll in der Schweiz*. Als Manuskript gedruckt. Sommer 1906. *Marlin Staub*. Roman. Berlin 1907. *Der arme Hans*. Roman. Heilbrunn 1908, 2. Aufl. 1913. *Das Lebenswerk Hans Thomass*. 1908. *Suldigung für Hans Thoma*. Heftspiel. Heilbrunn 1909. *Das Weib des Uria*. Biblisch-dramatisches Drama. Heilbrunn 1909. *Pasillora*. Roman. Heilbrunn 1910. *Das Wälderfest*. Griechisches Scherzspiel. Heilbrunn 1911. *Die nicht leben sollen*. Novellen. Heilbrunn 1912. *Das verlorene Herz*. Roman, und *Das späte Feuer*. Novelle, beide in *Westermanns Monatsheften* 1913. *Die kleine Elsfasserin*. Novelle. *Westermanns Monatshefte*, Juni 1914. *Der Alibi*. *Die Trommel*. *Erzählungen*. Leipzig 1913. *Sun*. Dramatische Legende 1914. *Michael Purtschneider*. Novellen. Leipzig 1914. *Die Ampel*. Ein *Tristanepilog*. in *Verhaagen & Kallinas Almanach*, Leipzig 1914. *Der Fremdling*. Dichtung, ebenda 1915. *Text zu der Oper Finale des Karlsruher Hofkapellmeisters Lorenz*. *Recl. Universalbibliothek*. *Mutter*. Roman. Konstanz 1919. Als Herausgeber zeichnete Geiger für folgende: *Badische Kunst*, *Nachrichten der Vereinigung „Deimatische Kunstpflege“*, Karlsruhe, Karlsruhe 1903, 1904, 1905. *Badische Dichter*, ein Sammelbuch bad. Kritik bis auf die jüngste Zeit. Karlsruhe 1906. *Waden*, seine Kunst und Kultur, herausgegeben im Auftrage der Vereinigung *Deimatische Kunstpflege*, Karlsruhe, 3 Bände, im Verlag der G. Braun'schen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe und bei Eugen Salzer's Verlag, Heilbrunn, Band 3, 1910. Ein oder die andern kleinen Novellen und die verstreut erschienenen Gedichte und Aufsätze sind nicht alle aufgeführt. Doch nenne ich noch: *Carola*. Novelle. *Velh. & Klaf. Monatshefte*, *Naquinia*. Erzählung. *Recl. Universum*. *Dapperles Briefe aus dem Sanatorium*. *Velh. & Klaf.* *Die Ampel*. *Velh. & Klaf.* *Miriam*. Ein Stimmungsstück. *Bad. Kunst*, 1903. *Friede* (1900) in *Wien-Englo Meister-novellen neuerer Erzähler*. Leipzig v. J. Geigers Werke sind im Jahre 1914 architektonisch in den Verlag von *Wittig Reclam Jun.*, Leipzig, übergegangen.

Auf ein schlummerndes Kind.

Von Friedrich Hebbel.

Wenn ich, o Kindlein, vor dir stehe,
 Wenn ich im Traum dich lächeln sehe,
 Wenn du erglühst so wunderbar,
 Da ohne ich mit süßem Grauen:
 Dürft' ich in deine Träume schauen,
 So wär' mir alles, alles klar!

Dir ist die Erde noch verschlossen,
 Du hast noch keine Lust genossen,
 Noch ist kein Glück, was du empfindest;
 Wie könntest du so süß denn träumen,
 Wenn du nicht noch in jenen Räumen,
 Woher du kamest, dich ergingst?

Gedanken eines Träumenden.

Von meinem Jüngsten aus den Fingerchen gezogen und in seinen Augen nachgelesen.

Von Ulrich von der Trenck.

Ich träume. Basta. Kein Mensch kann mir beweisen, daß ich nicht träume, niemand kann in den Hintergrund meines Schlafes schauen.

Manchmal kommen sie und schieben die Gardine weg, gucken zu mir herein und flüstern hingerissen: Ach wie süß, ach wie goldig — und solches Zeug! Aber keiner kann sich denken, was ich mir dabei denke —!

Ich lebe. — Ich habe das sichere Gefühl, daß ich lebe. — Das ist mehr, als mancher andere von sich sagen kann. — Oder glaubt ihr, daß alle Menschen so rein empfinden?

Ich sitze an einem klaren, verschwiegenen Quell, der aus einer Tiefe murmelnd, träumerisch emporsteigt und leise weiterfließt, — aus einer Tiefe, die ich selber noch empfinde, denn mit dem Quell tauchte ich aus ihr empor und erinnere mich ihrer noch so unmittelbar, daß mancher Philosoph von mir lernen könnte.

Der Quell fließt und murmelt weiter. Ich lasse ihn fließen. Er neigt mir noch kaum die Füße — die Zeit wird kommen, da er mich aus meinen Träumen wecken und wieder weiter mit sich führen wird, aus der schattigen Wärme hinaus, — ich merke schon manchmal den kälteren Dunst und das grellere Licht von dort, ich höre schon manchmal das ferne Brausen.

Aber das ist eben der Traum. —

Denn ich träume am schönsten, wenn ich wach bin. Ich will zusehen, ob sich das nicht auch für später so einrichten läßt. Im Schlafe träumen, das können die Meisten —, wachend träumen: das ist die Kunst! Ja, — das ist die Kunst! Damit überwindet man die Welt! —

Man hat sich Zeichen und Namen zurechtgemacht, um untereinander sagen zu können: Von da an lebe ich. Wozu das nötig ist.

kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Es hat auch für meinen Traum keine Bedeutung. Das, was die Menschen, die nur wachen oder nur schlafen können, das Leben nennen, das ist ja alles vorgegedruckt, wie man sagen muß, — es braucht nur ausgefüllt zu werden, es sind ja nur ein paar nicht allzu mannigfaltige Rubriken, wenn man genau zusieht. Aber ganz zuletzt, da ist noch eine Rubrik (das Wort ist unwiderstehlich, es hat eine merkwürdige Nehmlichkeit mit Fabrik) — eine Rubrik also, überschrieben: „Besonderes“. Viele Menschen sehen diese Rubrik für ganz unnötig, zeit- und papierraubend an und halten es nicht für der Mühe wert, sie „auszufüllen“. — Aber es gibt doch auch manche, denen es großen Spaß macht, gerade diese Rubrik mit allerlei buntem Zeug auszufüllen, um Ständesbeamte und Polizeiwachmeister zu ärgern. Und das nehme ich mir vor: Sollte ich später mal Ständesbeamter oder Polizeiwachmeister werden, — man kann's ja nicht wissen, träumen kann man vorläufig alles —, dann werde ich mich ganz gewiß nicht über diese Rubrik ärgern. — Ärger ist überhaupt recht unnötig.

Ärger trübt die Quelle, — das merke ich auch schon ganz deutlich, das mögt ihr nun glauben oder nicht. Wenn meine Mutter sich ärgert, — es kommt bisweilen vor, denn mein Vater, ich glaube, er „träumt“ manchmal 'n bißchen heftig und unvermittelt —, also, wenn meine Mutter sich ärgert, dann zieht eine Unruhe durch meinen Traum, — ein Rauschen in den Bäumen über mir, manchmal sogar fallende, schwere Tropfen, die in meinen reinen Quell rinnen, der mich trinkt, wenn ich Verlangen habe. Und dann schmeckt er zuweilen — bitterlich!

Die Quelle . . .! „An der Quelle saß der Knabe . . .“, es gibt Worte, die geflügelt sind, um hinüberfliegen zu können aus dem banalen Zusammenhang in das schillernde Licht durchsichtigen Sinnes.

Immer rauscht sie durch meinen Traum, die Urquelle der Menschen, — die ihr vernünftigen, wachen Leute nur noch in abgedroschenen Bildern und Vergleichen kennt und belächelt, die auch euch vom Herzen eurer Mütter geschlossen ist, die man verachtet, verachtet und beschmüht hat, die das Tier heiliger hält als der Mensch, die Morgengabe der Natur — das Mysterium der Madonna — unverfälscht von Geschlecht zu Geschlecht stierend: Die Doppelquelle der Mutterbrust! — „Geschmacklos“ heißt ihr es wohl, davon zu reden, sei es auch nur im Traum, — geschmacklos ist sie auch mir, aber gerade darum begehrt mein Gaumen keiner anderen, würzigeren Nahrung als dieser. Ich lege an deiner Brust, sanctissima alma mater, und träume, daß ich lebe! —

Daß ich heute plötzlich an die unrechte Stelle kam und Mutti's Nase für das Mysterium der Madonna, die unverfälschte Quelle hielt und wacker anging, an ihr zu lutschen, — tut ja nichts zur Sache. Ich verwechselte auch öfters meinen eignen Daumen damit, — und man ist taktilvoll genug, mich nicht über meinen Irrtum aufzuklären, im Gegenteil, man befördert ihn, man veranlaßt mich sogar noch dazu. Die Menschen lieben es ja, wie mir scheinen will, einander im Irrtum zu befördern, zumeist wohl um der eigenen Ruhe willen —. Denn man schiebt mir den Daumen unter, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß ich dann nicht singe. Und das wache Ohr hat wohl eine Abneigung gegen meinen Gesang. Sie gebrauchen allerlei rohe Ausdrücke dafür, sie sprechen von Schreien, Brüllen, Kreischen. Könniet ihr nur das Leben so empfinden, wie ich, so unbesangen, so kritiklos, — dann würdet ihr wissen, daß gerade die Lebensäußerungen, die ich von mir gebe, der ursprünglichste, eichste und, nebenbei bemerkt auch der technisch einwandfreieste Gesang sind (denn ich werde nie heiser) —, aber gerade das einfache Empfinden verschüttet ihr in euern tiefen Brunnen der Weisheit —.

Ihr glaubt, das Leben müßte noch irgend einen Sinn haben außer ihm selbst, — den man aussprechen, ausdenken könnte, ihr findet immer mehr Vergleiche und Zusammenhänge, und dreht euch dabei seit Jahrtausenden im Kreise —: Ich kenne keine Vergleiche, keine Zusammenhänge, ich bin, ich lebe, — ich bin das Leben! — Basta.

Fränkische Sagen.

Von Karl Dhuomann.

I.

Dort von des Neckarstromes grünen Wellen
Bis zu des Maines silberklarem Strand
Liegt, reich an Wein und Korn, an Wald und Quellen,
Im Sonnenglanz das schöne Frankenland.
Dir klingt mein Klang,
Dir singt mein Sang,
Mein liebes Heimatland,
Mein freies, heitres Frankenland!

Mit diesen begeisterten Versen beginnt ein Dichter's habd'schen Frankenlandes. Karl Hofmann, sein Loblied auf die Heimat, das Land zwischen Neckar und Main im Osten des Odenwaldes.

Mancher Leser der „Pyramide“ wird sich sagen und gestehen müssen: „Daß dort hinten auch noch so schöne Gegenden zu finden sind, daß es sogar noch Leute gibt, die jenes ihr Heimatland in Liedern besingen, habe ich bis heute nicht gewußt.“

Nun eben darum will der Erzähler der fränkischen Sagen diesen Lesern zu Hilfe kommen und ihnen zeigen, welch reichhaltiger und farbenprächtiger Sagenkranz sich um jene Gauen Nordbadens schlingt.

Sagen sind ihrem Entstehen nach „Wahrheit und Dichtung“, Dichtung, mit der das Volk eine geschichtliche Tatsache, eine landschaftliche Merkwürdigkeit oder eine religiöse Vorstellung umgibt, sie belebt und ihnen Ton und Farbe verleiht, sie zu neuem Leben erweckt und so zum gelstigen Besitz der Gesamtheit des Volkes wieder erhebt. Sage ist somit Volksdichtung im eigentlichen Sinne des Wortes. So gibt sich in den Sagen ein Volk und ein Land in allen seinen Eigenschaften wieder; sie sind das Spiegelbild seines innersten Wesens, das in keiner andern Schöpfung wahrer und echter zutage tritt.

So folge nun, lieber Leser, dem Erzähler in das Land, in dem auch heute noch nicht nur Milch und Honig für das Hamstervolk fließt, sondern auch, wie sich zeigen wird, ein reicher, heller Sagenborn.

*

Dr. Faust in Vörsberg.

Wer mit der Eisenbahn von Heidelberg nach Würzburg fährt, überschreitet bald nach der durch das alte Römerkastell bekannten Station Osterburken die Wasserscheide zwischen Neckar und Main in dem Tunnel, das durch den Ahornwald führt. Rasch rollt dann der Eisenbahnzug in einigen Windungen und Schleifen das Tal des Umpferbachs hinunter, vorbei an dem Dorfe Ueffingen, das tief unten im Tale liegt, und vorüber an dem malerischen Angelturm mit seiner ragenden Bergkapelle. Raun ist diese den Blicken entschwunden, so taucht schon in Ferne, talabwärts gegen Osten, ein nicht minder malerisches Bild vor den erstaunten Augen auf, das Städtchen Vörsberg. Völlig eingetaucht in das saftige Grün der Bäume, schmiegt es sich sanft an den Berghang an, auf dem noch einige Trümmer einer ehemals stolz aufragenden Burg in die Täler hinaus grünen. Wanshofen steht vor etwa einem Jahrtausend, und wohl auch schon vorher, der Ort, und „Vörsberg“ die stattliche Burg, die einst von ihrem ersten Gründer und Erbauer, einem edlen Franken namens Burkhart oder „Bucko“ ihren Namen erhielt. Nach dem Aussterben der alten Edelherrn von „Vörsberg“ kam Herrschaft und Burg gegen Ende des 14. Jahrhunderts in den Besitz der Ritter von Rosenberg, und zu Beginn des 16. Jahrhunderts, zunächst nur vorübergehend, an Kurpfalz. Seit 1523 saß oben auf der Burg ein pfälzischer Amtmann als Herr und Gebieter. In jene Zeit nun fällt die Sage vom Dr. Faust.

Als sich Dr. Faust in Heilbronn aufhielt, kam er öfters auf die Burg Vörsberg. Da ging er eines Tages mit den Frauen des Schlosses in einem kalten Wintertag in den Gartengängen an der Ostseite der Burg spazieren. Als diese über die Kälte klagten, ließ Faust sogleich die Sonne warm scheinen, den zuvor mit Schnee bedeckten Boden grünen und die schönsten Veilchen daraus hervorsprossen. Dann begannen auf sein Geheiß die Bäume zu blühen, und bald reisten nach dem Wunsch der Frauen daran auch Äpfel und Birnen, Pfirsiche und Pflaumen. Ja sogar Weinstöcke ließ der Doktor wachsen und Trauben tragen. Dann forderte er die Damen auf, sich eine Traube zu schneiden, aber nicht eher, als bis er das Zeichen dazu gebe.

Schon langten sie nach den süßen Früchten, da ließ Faust die Verblendung von ihren Augen fallen, und voll Schrecken sah nun jede, wie sie das Messer an die eigene Nase gelegt hatte. Dr. Faust aber rieb sich vergnügt die Hände und lachte über sein gelungenes Spiel.

Der Teil des Gartens im Burggraben gegen Osten heißt heute noch der Veilchengarten. Raun hat die Märzsonne dort den Boden mit ihren Strahlen erwärmt, so sprießen auch schon überall die schönsten, duftendsten Veilchen hervor. Jedes Kind im Städtchen kennt die Stelle und holt sich dort die ersten Frühlingsboten, die Märzveilchen.

Ein andermal, als Dr. Faust wieder in Vörsberg Einkehr hielt, verschmächte er das Mittagmahl bei dem Burgvogt. Es war schon dreiviertel zwölf Uhr, und die Mittagssuppe dampfte aus der Schüssel. Aber plötzlich verabschiedete er sich von seinem freundlichen Wirt mit dem Bemerkten, er müsse mit dem Glodenschlag zwölf Uhr in Heilbronn bei einem Gelag mit seinen Freunden sein. Da setzte er sich in seinen mit vier Rappen bespannten Wagen und fuhr wie der Wind davon, auf der Höhenstraße dahin. Und wirklich soll er mit dem zwölften Glodenschlag auf dem Markt zu Heilbronn angekommen sein.

Ein Arbeiter auf dem Felde gegen den Seehof zu hatte gesehen, wie gehörnte Gester den Weg vor dem Wagen pflasterten und andere hinter ihm die Steine wieder herausrissen, um keine Spur von ihrem Tun zu hinterlassen. Nur einige blieben da und dort im Boden stecken zum ewigen Wahrzeichen. Gelehrte Leute aber wollen wissen, die Steine seien noch Spuren der alten Heer- und Handelsstraße, die ehemals von Frankfurt nach Heilbronn führte. Noch heutigen Tages sind die Spuren zu sehen.

Einige Zeit darauf kam Faust mit Heilbronner Kaufleuten, die auf die Frankfurter Messe zogen, abermals nach Vörsberg. Da der Burgvogt der Vetter eines derselben war, so lehrte die ganze Gesellschaft dort ein und benützte die kurze Rast zum Essen und Trinken. Unterdessen aber, es war im Frühsummer, zog ein schweres Gewitter am Himmel herauf. Unter dem heftigen

Donner erdröhnten die Türme der Burg und der Regen goss in Strömen, wie wenn eine neue Sintflut kommen sollte. Die Gesellschaft aber war lustig und guter Dinge, denn sie saß im Trodenen beim guten Esien und Umpferwein. Als sich das Urweiser endlich verzog und einer der Kaufleute zum Ausbruch mahnte, streckte Faust den Kopf zum Fenster hinaus und versprach, den Regenbogen, der gerade über der Burg stand, mit der Hand herbeizuziehen. Und wirklich, auf des Doktors Vermählung kam der Bogen heran bis zum Fenster, und es schienen den Kaufleuten, als hätte ihn Dr. Faust in der Hand. Dann forderte er seine Genossen auf, aufzustehen und auf dem Regenbogen nach Frankfurt zu reiten, was weder Trinkgeld noch Mitteln lohnte. Aber niemand wollte sich bereit finden, und allein wollte Faust auf dem buntschneidigen Gaul auch nicht davonreiten; so ließ er ihn denn mit der Hand wieder los. Der Regenbogen aber schnellte zurück und stand gleich wieder an der alten Stelle. In Wagen und Pferd setzten dann die Kaufleute mit Faust ihre Reise nach Frankfurt fort.

Nach Borsberg aber kam der Zauberdoktor von dieser Zeit an nicht mehr. Die Grundmauern des Turmes, auf dem Dr. Faust den Regenbogen mit der Hand herbeigezogen, stehen noch an der Südwestecke des Burgplatzes am Ende des Grabens, der in das Städtchen hinab führt; er trägt heute noch den Namen Faustturm.

*

Das Täubchen von Sachsenflur.

Von dem Schloßberg zu Borsberg gegen Nordosten, drunten im Umpfergrund, liegt, wie in einem schönen Obstgarten, das Dörfchen Sachsenflur. Schon die Nennung des Namens weckt allerlei geschichtliche Erinnerungen aus alter Zeit. Zur Zeit Karls des Großen entstand das Dorf durch Kriegsgefangene Sachsen, die der große Frankenkönig hier im Umpferthal in der Nähe des Königshofes (Königshofen) auf Königsland sesshaft machte, um sie dem Christentum und damit einem gestillten, ruhigen Leben zuzuführen. Im Mittelalter wohnte hier auch ein Adelsgeschlecht gleichen Namens, das sich ein kleines Schloß im Dorf erbaute. Zum Teil steht dies heute noch, und von dem erst vor dem Weltkrieg wieder neu bedachten Turme genießt der Besucher einen herrlichen Ausblick ins Umpferthal aufwärts und hinunter in das breite, tiefe Taubertal.

Rund achthundert Jahre nach der Gründung des Dorfes, im dritten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts, war das Tal und das Dorf wieder der Schauplatz bedeutender geschichtlicher Vorgänge. Damals, als der Geist des Aufbruchs unter den von Adel und Geistlichkeit gebrühten Bauern des Taubergrundes sich zu regen begann, lebte in dem Schloße zu Sachsenflur die Witwe des Ritters Arnold von Rosenberg, eine geborene v. Totenheim, mit ihrem Sohne und ihrer Tochter. Letztere hatte eine ganz besondere Vorliebe für Tauben, deren sie einen ganzen Schwarm besaß. Die Tiere aber taten den Bauern auf den Feldern großen Schaden, dennoch durfte es niemand wagen, den Tieren ein Leid anzutun. Als die Tauben jedoch zu großes Unheil anrichteten, dadurch, daß sie die ausgestreuten Saatkörner auf den Aedern wegtrugen, wurden die Tiere mit Steinen weggejagt. Unglücklicherweise traf man dabei gerade das Lieblings-täubchen des Edelfräuleins; mit gebrochenem Flügel fiel das Tierchen zu Boden. Der Täter war der Sohn des Nachbarn; das war dem Bruder des Fräuleins, dem Junker von Rosenberg, bekannt. Da dieser dem jungen Bauern, der noch fünf erwachsene Brüder hatte, offen nicht beikommen konnte, wartete er eine Gelegenheit ab, die ihm den Täter in die Hände lieferte. Diese sollte aber auch nur zu bald sich bieten.

In der Faschingszeit des Jahres 1525 veranstalteten die jungen Leute des Dorfes allerlei Scherz und Nummeret. Eine ganze Schar von ihnen zog vor das Schloß, voran eine Närrin mit einem Kleid aus lauter Taubenfedern und mit einem Käfig voll Tauben auf dem Rücken, die sie mit lauter Stimme zum Kaufe anbot; die Anpreisung wurde dann jedesmal von den Umstehenden mit lautem Gelächter begleitet. Da öffnete sich plötzlich das Tor des Schlosses, und hervor sprang der Junker, ergriff die Taubennärrin, riß ihr die Larve vom Gesicht und erkannte des Nachbarnssohn, der das Lieblings-täubchen der Schwester getroffen hatte. Während die übrigen auseinanderstoben, schleppte der Junker seinen Gefangenen in den Turm, um schwere Rache an ihm zu nehmen.

Die Mutter des Gefangenen konnte trotz aller Bitten nichts ausrichten, und darum begab sich dann der Vater nach dem Städtchen Wallenberg zu dem Ochsenwirt Jörg Meßler, der als Verfechter der Bauernsache weit und breit bekannt und gefürchtet war. Beide besprachen die Sache und verabredeten mit einander, sie wollten von Ort zu Ort ziehen und die Geschichte des gefangenen Sohnes den Leuten erzählen. Das geschah auch schon gleich in den nächsten Tagen. Die Wirkung war die, daß man überall schwur, dem armen Vater zu helfen. Noch vor Ostern 1523 zog die Bauernschar unter Meßlers Führung gegen Oberschöps und zerstörte das dortige Schloß, das der Familie v. Rosenberg gehörte. Darauf rückten die Bauern vor das Schloß in Sachsenflur und begannen die Belagerung. Endlich entspann sich beim Sturm auf den Edelstz ein heftiger Kampf, der aber damit endigte, daß der gefangene Bauernsohn wieder in Freiheit gesetzt wurde; außerdem willigten die Schloßbesitzer in den Nachlaß des Rehten von den Sommerfrüchten auf der ganzen Gemarkung Sachsenflur.

Auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist Sachsenflur nochmals in der Geschichte bekannt geworden. Im Jahre 1760 — vor jetzt gerade 160 Jahren — ist in dem Dorfe der Tonbildner Johann Rudolf Zumbrieg geboren. Sein Vater hielt sich damals gerade einige Zeit als herzoglich württembergischer Werbeoffizier dort auf und seine Frau hatte ihn dahin begleitet. Mit dem Dichter Friedrich Schiller war er Zögling der bekannten Karlschule und dessen inniger Freund. 1802 starb er nach der Schöpfung vieler heute noch bekannten Tonbildnungen als Konzertmeister in Stuttgart.

*

Der Zweikampf im Kürzgarten zu Wertheim.

Von der Mündung des Umpferbachs in die Tauber bei Sachsenflur—Königshofen führt der Weg tauberabwärts nach Wertheim, das auf der Landspitze zwischen Tauber und Main sich erhebt. Ueber der Stadt ragt noch die Ruine der mittelalterlichen Grafenburg in den blauen Himmel auf. Von ihr singt ein Dichter des Frankenlandes:

Im Tale glänzt silbern der wogende Main,
Die Mauern und Türme schau'n träumend darein.

Die Spitze des Kirchturms goldglänzend erblüht,
Die Flagge vom Berchtrt hernieder mir winkt.

Leb wohl, du mein Wertheim an Tauber und Main,
Klein-Heidelberg sollte dein Name wohl sein!

Hier ist der Schauplatz einer andern Sage. Zwischen dem Grafen Alsmus von Wertheim und seiner Gemahlin Dorothea, einer Gräfin von Meneck, entstand um das Jahr 1501 Ehereitigkeiten. Da nahm sich der Ritter Jörg von Rosenberg zu Borsberg der Gräfin an und vertrat ihre Sache. Daraus aber faßte der jähzornige Graf Argwohn gegen den Ritter und nannte ihn öffentlich einen Vöswicht. Der drohende Streit wurde jedoch durch Vermittelung des Pfalzgrafen Philipp, des Lehenherrn Jörgs v. Rosenberg, gütlich beigelegt.

Die Volksfrage nun weiß anderes darüber zu berichten. Ein Zweikampf zwischen den beiden Männern war unvermeidlich; in einem in der Nähe der Tauber gelegenen Garten zu Wertheim wurde er ausgetragen. Als der Kampf begann, gerieten die beiden auf der Burg wohnenden Schwestern des Grafen in große Angst, es möchte ihrem Bruder ein Leid geschehen. Sie eilten in die Burgkapelle und zogen die Glocke an, um die Bürger von Wertheim zu ermahnen, ihrem Herrn, wenn es nötig sei, beizustehen. Indessen hatte sich der Zweikampf günstig für Alsmus gestaltet. Er blieb Sieger und demütigte seinen Gegner dadurch, daß er ihn zum Tauberufer tragen und ihn dreimal in das Wasser tauchte und dann am Boden liegen ließ.

Graf Alsmus ging dann in der Freude seines Sieges zur Burg hinauf und wurde von seinen liebevollen Schwestern herzlich beglückwünscht.

Zum Andenken an diesen Zweikampf wird bis auf den heutigen Tag noch allmorgens um drei Uhr eine kleine Glocke geläutet. Der Kampflplatz heißt der Kürzgarten.

Die Sage als Volksdichtung steht häufig im Widerspruch mit den geschichtlichen Tatsachen in ihren Einzelheiten; oft auch sind die verschiedenen Fassungen der Sagen teilweise wieder unter sich selbst verschieden.

Aschbach in seiner Geschichte der Grafen von Wertheim erwähnt die Sage zuerst und nennt den Garten Kürzgarten. Schönhuth, der den Ritter Kurt von Rosenberg erwähnt, gibt dem Kampflplatz nach dem angeblich besiegten Ritter den Namen Kurlsgarten, und an Stelle der beiden Schwestern des Grafen tritt bei Schönhuth die Gemahlin selbst. Nach einer andern Darstellung von Wone spielte sich der Vorgang sogar in Tauberbischofsheim ab. In all diesen Fassungen kommt der besiegte Ritter noch mit dem Leben davon. Nach der jüngsten Umbildung der Sage (Wertheimer Zeitung 1882 Nr. 143 ff.) heißt der Kampflplatz endlich Kürzgarten und der besiegte Gegner ist Ritter Kunz von Rosenberg, der sogar das Leben verliert.

Die Sage vom Kürzgarten in Wertheim ist ein lehrreiches Beispiel für die Entstehung und Weiterbildung von Sagen.

„Kundschaft.“

Von Benedikt Schwarz.

An der Landstraße zwischen Grünwinkel und Forchheim, in der Nähe der Dungablage, befinden sich die Heidenäder oder Heidenstücker. Der Umstand, daß in ihrer Nähe, in der Frilischlach, in den 1850er Jahren römische Münzen gefunden worden sind, könnte dafür sprechen, daß das Gewann „Heidenäder“ auf ehemalige römische Siedelung schließen ließe.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts waren diese Heidenstücker Gegenstand eines Prozesses zwischen der Vormundschaftsregierung der minderjährigen Söhne des Markgrafen Bernhard III. und dem Herrn Batt von Müppurr. Es handelte sich um den Zehndbezug von diesen Aedern, die an der Grenze der Gemarkungen Bulach und Daxlanden lagen. Baden und die Herren

von Müppurr als Zehnherrn der Pfarrei Bulach erhoben Anspruch auf diesen Zehnden.

Nachdem in der Angelegenheit verschiedene Schriftstücke zwischen Baden und Speier — dessen Bischof wegen der Pfarrei Bulach mit beteiligt war — gewechselt worden waren, wurde eine Kommission ernannt und ein Zeugenverhör verlangt. Dieses fand statt am Dienstag nach Sanct Franziskus des heiligen Reichstages Tag (5. Oktober) 1546 zu Etlingen in der offenen Herberge zum „goldenen Schaf“ in der großen Stube morgens nach acht Uhr. Den Vorsitz führte Markus Zipperer, kaiserlicher Notar. Als Zeugen waren geladen: Claus Kleinlin, Hans Meyhart, Panthel Schöffler, Bernhart Junth, Secknecht auf dem Scheibenhard, sämtliche wohnhaft zu Daxlanden, ferner Clausfels Debolt, Schultheiß von Forchheim und die Bulacher Einwohner Wolf Rath, Balthis Casper, der Schultheiß, Barthlin Weber und Adams Endris.

Diesen Zeugen wurden eine Reihe Fragen — bei einigen sind es über zwanzig — vorgelegt, aus deren Beantwortung vor allem festgestellt werden sollte, daß die Heidenstücker gemeinschaftliches Eigentum der Dörfer Daxlanden und Bulach seien. So lautet eine Frage „ob nit die Hayd (die Heidenacker), der Krewenwindel* und des wirks Welsdt zu Mülberg In dem gemeinen Birkel oder Markung obgemelter halder Dörffer gelegen?“ Grünwinkel war damals noch ein Hofgut, an welches eine große Weide grenzte, die dem „Gastgeber“ von Mülberg gehörte.

Die Antworten der Zeugen sind ziemlich verworren, so daß man am Schlusse des umfangreichen und mühsamen Zeugenverhörs (Kundschaft) kaum klüger war wie vorher. Sie kümmern uns auch weniger, wir wollen nur die Art und Weise näher kennen lernen, wie die Zeugenschaft vor sich ging.

Als erster Zeuge wurde vernommen Claus Kleinlin, Schultheiß zu Daxlanden. Er wurde zuerst seiner „Gelübde, aibt und ycen (Strafe) ains falschsagenden Meinaydigen Gezeugen mit Bleis wie sich den gepürth, genugsamlich erinnert und ermanet und stürter uf das gewoenliche gemayne fragstück, Ime unterschiedlich fürgehalten, eigentlich befragt, Sagt, er sei über Sechzig Jor alt, Schultheiß in Daxlanden und ein Bawers Man, Mit Inn Bann, noch acht, auch nit underwiesen, wie oder was er sageun soll noch etwas vorhailts, den (Lehen), gab, nutz, schend (Schenkung) oder annderß verwandt, auch nichts umb seiner sag (Aussage) willen erwartend oder hoffend, sich auch mit den andern Zeugen nit underredt unnd keiner parthey mit freundschaft oder In anderer weg verwandt, den allein das er der Herrschaft Baden als ein hinderßes mit gelübden und alden verpflichtet, doch dero zu dieser Sage ledig und frey gestellt sey.“

Schultheiß Kleinlin gibt zu Protokoll, daß in den Heidenstücker die Dörfer Bulach und Daxlanden „Markgenossen“ sind, d. h. daß sie dieses Feld gemeinsam in Besitz haben, weshalb auch davon jedem Dorfe die „fünfte Garb“ zukäme. Das Feld zähle also nicht in die Daxlander Markung, dagegen habe der Daxlander Schütz in den Heiden zu „rügen“, d. h. die Aufsicht zu führen, und nicht der Bulacher Schütz. Weiter sagt der Schultheiß, „das der, so uf dem Krewenwindel sitzt, daselbs Feld selbst verhüte, doch wenn es von nütten, so muß der Schütz zu Daxlanden auch daselbs hütten, und so Schaden daselbst geschicht, so wird deshalb zu Daxlanden geschicht, und das Mülburger Welsdt verhüt der Wirth zu Mülberg mit seinem gesindt.“

Nach der weitem Aussage seien auf den Heiden vor Zeiten mehr Acker angebaut gewesen; jetzt seien es nicht mehr so viel, weil der Rhein viel Feld mit sich gerissen habe.

Was die Hauptsache, den strittigen Zehnden von den Heidenäckern betrifft, so lautet des Schultheißens Antwort nach dem Protokoll: „Es sey nun aylff Jor ungerverlich, das er zu ainem Schultissen zu Daxlanden angenommen und davor ungerverlich uf vier oder mer Jore den Zehnden zu Daxlandt mit eyner geselschaft von der Herrschaft zu Baden bestanden und Jedes Jors den Zehnden auch auf der Heyden, Nemlich die zwey thail geruwiglich (ruhig) one aller meniglichs Intrag Ingenommen. In dem ersten Jor als Zeug Schultheiß worden, hab er den Zehnden zu Daxlanden mit einer geselschaft bestanden wie vorgehende Jor und In demselben Jor in der Ehn sey ein Burger zu Daxlandten, genant Wendel Reckh zu Ime Zeug komen und anzaigend gesagt: Schultheiß, zwen Bawern von Bulach, die haben den Zehnden uf meynem Acker in der Heyd usgeladen. Hat er Zeug zu demselben Wendel gesagt: Aug, das du mir die warheit recht sagst. Druff Wendel geantwurt: Wolfs Bernhardt und Jacob sein Son, die haben den Zehnden uf der Heiden usgehoben und gesagt: Bath von Riepur hat Inen bevollen, solltchen Zehnden uzheben. Solltches hab er Zeug alsbald dem Auptman zu Mülberg, Hans feurer genant, angezaigt. Hat der Auptman darauf zu Ime Zeugen gesagt: hast du ein pferdt, so reit hinauf gen Bulach und heiß sie zu mir komen, so wil ich sie Inn thuren legen. Aber Zeug dem Auptmann geantwurt: Nein, Ich hab das mein gethan, und sey Zeug also von dem Auptman abgeschaiden und wiß nit, was der Auptman mit den zweyen zu Bulach gehandelt habe.“

Der zweite Zeuge ist Panthel Scheffer, ein Bürger und Einwohner zu Daxlanden, 50 Jahre alt, „uf die zwey oder drey-

* In jener Zeit existierte noch der Scheibenharder See, der sehr fruchtbar war, weshalb ein Secknecht oder Fischer bestellt war.

* Grünwinkel, noch im 18. Jahrhundert Krähenwinkel geheißen.

hundert guldn werth reich, nit in galschtem bandt noch kaiserlicher acht“ zc. wie oben. Seine Aussagen bedeen sich im wesentlichen mit denen des Schultheißens.

Als dritter Zeuge wird „der Ersame Clausfels Debolt, Schultheiß zu Forchheim“, verhört. Er ist seines Alters über die siebzig Jahr und „wolt seiner Haab, Nahrung und Güter nit mangeln für und umb vierhundert gulden, auch nit in Bann und Acht“ zc. wie oben. Er weiß auf die meisten Fragen keine bestimmte Antwort zu geben, da er der Sachen unwissend sei. Abfallend ist seine Aussage, der Grünwinkel gehöre in die Daxlander Markung.

Zum vierten kommt der „Erbar Hanns Nyhart, Burger und Inwoner zu Daxlandt“ an die Reihe; er ist „ungerverlich Sechzig und Sybenzig Jor alt, ein Bawersman und der Eltist des Gerichts zu Daxlanden und über hundert gulden werth reich, laß sich mit der Nahrung, Ime von got bescheert, begnügen, Sey nit in bann und acht etc.“ Seine Aussagen stimmen im allgemeinen mit denen des ersten Zeugen überein. Ime gebene, von keiner Irrung des Zehnten halb uf der Heiden gehört ist Wolfs Bernhardt und sein Son Jacob von Bulach angefangen, Intrag und Intrag in dem Zehnden zu thun.“

Der nächste Zeuge ist der „Ersam Balthis Caspar, Schultheiß zu Bulach“, 50 Jahr alt, ein Bawersmann, 600 Gulden reich, nicht in Acht und Bann zc. Dieser Zeuge gibt unter anderem an, die Bulacher und Daxlander hätten außer den Heiden als Markgenossen gemein die Kurhardt, die Westhauser, die Delberan und die Burgan. Wie die Burgan, ein Gemann, das heute nördlich vom Rheinhafen liegt, gemeinschaftliche Markung zwischen Bulach und Daxlanden sein konnte, ist kaum denkbar. Die Kurhardt (heute Hardeck), die Westhauser und die Delberan liegen westlich und südlich von Grünwinkel. Im übrigen sind seine Aussagen dieselben wie die der vorigen.

Der sechste Zeuge, der „Erbar Wolff Rath, Burger und Inwoner zu Bulach, 70 Jar alt, ein Gerichts- und Bawers Man daselbs, wolt seiner güther und Nahrung nit manglen für 600 Guldn, nit in Bann und Acht zc.“ Nach seiner Aussage ist die Heide mit dem Wäldlein, das zwischen Bulach und ihr liegt, die Harb oder auch Ellerau genannt, gemeinsames Eigentum der beiden Dörfer. Der Zehnden gehöre theils Baden, theils dem Pfarrherrn zu Bulach.

Der siebente Zeuge, Barthlin Weber, Burger und Einwohner zu Bulach, 70 Jahr alt, 100 Gulden reich, bringt nichts Neues zur Sache vor, wie auch der achte und „letzt“ (letzte) Zeuge, der Scheibenharder Secknecht Bernhart Junth, welcher 50 Jahre alt und „600 Gulden reich“ ist.

Durch die gesamte Zeugenaussage wurde erwiesen, daß die Herrschaft Baden im rechtmäßigen Besitz des Zehnden von den Heidenäckern war, und der Eingriff seitens des Herrn Bath von Müppurr zu unrecht erfolgte. Dieser ließ jedoch die Sache nicht ruhen, und es kam ein zweites Zeugenverhör zustande. Dasselbe fand am Montag nach Thomastag (23. Dezember) 1549 in „der gewoenlichen offenen Gastherberg“ zu Mülberg statt. Wiederum waren acht Zeugen geladen, zwei von Knielingen und sechs von Bulach. Es würde zu weit führen, hier auf die Aussagen dieser Zeugen einzugehen; im wesentlichen sind es dieselben, wie die des früheren Verhörs. Wir wollen hier nur des Inhaltes wegen kurz die Personalien dieser Zeugen mittetheilen. Die Zeugen sind:

1. Claus Mey von Knielingen (so schreibt das Protokoll), 50 J. alt, 400 Gulden reich, nicht in Acht und Bann zc.
2. Bernhart Mey von Knielingen, des Markgrafen Erbhofdiener und Waldforster, ein Daxlander Kind, wohnt seit 40 Jahren in Knielingen, 70 J. alt, „hab ein Bundermanns Narum, danck Got darumb“.
3. Bernhart Klein, ein Gerichtsmann zu Bulach, zu Knielingen geboren und erzogen, seit acht Jahren zu Bulach wohnhaft, 34 J. alt, „400 Gulden seiner Armuth“.
4. Adams Endris, Gerichtsmann zu Bulach, 40 J. alt, „hab etlich Güther uff dem welsdt, mit denen ernere er sich“.
5. Endris Rebstock, Gerichtsmann zu Bulach, 50 J. alt, „ein armer taglöner, ernere sich mit seiner saure arbeit“.
6. Wolf Götz, Gerichtsperson zu Bulach, 50 J. alt, „mit seinen Güthern uf dem welsdt müße er sich ernere, sonst hab er nit sonderlich reichthumb“.
7. Jacob Mastetter, Gerichtsperson zu Bulach, 45 J. alt, ein Bawersmann, „muß sich mit grober arbeit ernere“.
8. Ulrich Holz, eine Gerichtsperson zu Bulach, 45 J. alt, „hab sein Nahrung nit umb 600 Gulden; Zu Bulach sei er seitder dem Bauernkrieg heußlich geseßen“.

Bäuerliche Spruchdichtung.

Das bisher in der Kunstgewerbeschule Karlsruhe untergebracht Museum ist in der Auflösung begriffen. (Seine Schätze werden bekanntlich zum größten Teil in das Schloß überführt.) Es befinden oder besanden sich darunter auch zahlreiche Wappentafeln aus gebranntem Ton mit figürlichem und anderem Zierrat. Das Aesthetische dabei sind die zuweilen dazugehörigen Verse, die derbem, urwüchsigem Bauernhumor entsprossen, auch in der Form nicht zimperlich sind. Vor Jahren habe ich die Samm-

lung abgeschrieben und halte sie aus dem eingangs erwähnten Grund in nachfolgenden Proben hier fest. Und zwar in heutiger Orthographie; die Sprüche stammen in der Mehrzahl aus der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert.

—v.

Die Weiber, Wasser und das Feuer,
Das sind drei große Ungeheuer.

Lieber wollt ich ledig leben,
Als der Frau die Hosen geben.

Wigerigig! schreit der Hahn,
Die Frau gehört unten und nicht der Mann.

Ist das nicht eine harte Pein,
Bei vierzig Jahren eine Jungfer zu sein?

Böse Weiber und böses Geld,
Findet man in der ganzen Welt.

Mein Schatz ist ein Schreiner,
Er macht mir's bald feiner.

Jungfermilch und Schneckenblut,
Ist vor alle Schäden gut.

Die schönen Jungfern hat Gott erschaffen
Vor Bauerleute wie vor Pfaffen.

Herrendienst und Vögelfang
Tut ja schön, aber währt nicht lang.

Wenn einer etwas Verschwiegenes will haben,
So darf er's nur seinem Weibe sagen,
Dann bleibt es in ihrem Herzen verschlossen
Als hätt' man Wasser in ein Sieb gegossen.

Hier liegt mein Weib. Gottseidank!
Drum hat sie oft mit mir Gezank.
Mein lieber Leser geh' von hier,
Sonst steht sie auf und zankt mit dir.

Ich bin ein Vogel in dem Wald
Und sing das Lied, wie mir's gefällt.
Schweinefleisch mitsamt der Haut
Ist mir gerner als das Kraut.

Hör, Henne, kommt ein fremder Hahn
In unsern Hof geschlichen an,
Und du dich überreden läßt,
So geh ich dir gewiß den Rest.

Wer will mausen, der bleib draußen,
Unsere Katz kann selber mausen.

Zwei Fabeln.

Von Waltherr Durr.

Es war einmal ein Rabe, den verdross es, daß er nur „Maal“ schreiben konnte, hatte er doch die Nachtigall singen hören. Verstimmt ging er umher, verachtete die schönsten Käser und ließ die häßlichen Regenwürmer entschlippen.

Immer mehr ward er sich bewußt, daß hier eine schöne Zurücksetzung seitens der Schöpfung vorliege, und daß es wirklich angezeigt wäre, den lieben Gott darüber zu interpellieren und ihm eine Abänderung dieser unhaltbaren Zustände nahezu legen.

Alein wollte er dies aber keinesfalls tun. Ging also zu dem fetten, alten Enterich drunten im Weiber, der auch nur „Quah!“ sagen konnte und besprach sich mit dem Spatz, dessen ganzes Lied in einem zarten „Pieps!“ bestand; die Gänse schlossen sich schnatternd der Bewegung an, auch der stolze Weib war mit seiner Stimme nicht recht zufrieden und sogar die grämliche, gelehrte Entle droben in ihrem Felsenest wünschte sich bessere Ausdrucksmöglichkeiten.

So flatterten sie denn eines Tages vor des lieben Gottes Thron und brachten ihr Anliegen vor: „Lieber Gott“ krächzten, quakten, schnatterten und piepsten sie, „gib uns doch andere Stimmen! Sieh die Nachtigall und den Fink, sie erfreuen alle Herzen mit ihrem Lied, ja sogar die Menschen bleiben stehen und lauschen. Unsern Gesang aber verachtet und verspottet man! . . .“

Und der Schöpfer hörte sie geduldig an, und als sie fertig waren, lächelte er in seiner gütigen Art. „Flattert ruhig wieder nach Hause.“ sprach er, „an den Ort, wo ihr euch am wohlsten fühlt und singe jedes dort so, wie ich ihm den Schnabel wachsen ließ. Singt, wie ihr bisher gesungen und wenn ihr niemand findet, dem euer Lied feiner und kunstreicher dünkt als Nachtigallenschnalzen und Finkenjubel, so will ich der Liebe Gott nicht mehr in.“

„We!“ hingen sie heimwärts, denn sie wollten nicht so recht daran glauben; der Enterich in den Tümpel, der Weib in die klaren Pfütze und die Entle in die unwirtlichen Felseninsiden. Und schichtern begann ein jedes zu singen, so gut es eben ging

und siehe, in den Pfützen begann es zu rauschen wie von eiligem Flügelschlag und jedem flog entzückt von seinem Gesang, — sein schmuddes Weibchen zu.

Und fand sein Krächzen süßer als Finkenjubel und Nachtigallenschnalzen.

Im Schweinepferch des Waldhofs vergnügte sich Wuzz, das rosigge, gutgehaltene, einzige Schweinchen der Bäuerin. Nur einen einzigen Kummer hatte es: Es mangelte ihm die entsprechende Gesellschaft!

Aber auch dieser Wunsch des guten Wuzz erfüllte sich eines Abends, als die Bäuerin mit der Nachbarin klatschte und der Bauer in die Stadt gefahren war. Da trat nämlich Wurz, die Wildsau, aus dem angrenzenden Wald, und wenn sie auch etwas ausgefallene Manieren hatte, so konnte man sich den Verkehr mit ihr doch wohl gefallen lassen.

So kamen sie denn in der Folge alle Abende zusammen und unterhielten sich prächtig, und daß sie nicht immer einer Ansicht waren, erhöhte dem Reiz ihres Umgangs. Wurz war selbstverständlich mehr Naturbursche, während Wuzz für die feineren Seiten des Lebens schwärmte. Nur in einem Punkt waren sie sich durchaus einig, nämlich, daß das Wühlen zu den schönsten Freuden des Schweinedaseins gehöre.

Wuzz hilt also beide drauf los, daß es eine Art hatte.

„Wuzz zerrwählt uns ja den ganzen Pferch,“ sagte eines Tages der Bauer zu seiner Frau, „ich werde ihm einen Ring durch die Nase ziehen!“ und als am Nachmittag sich Wurz gerade behaglich in einer schattigen Waldpfütze wälzte, drang ein so fürchterliches Geschrei zu ihr herauf, daß ihr vor Entsetzen die Borsten aufstanden. Schnurgerade.

Gegen Abend aber schlich sie sich in die Nähe des Waldhofs, um nach der Freundin zu sehen. Da stand die arme Wuzz und hatte einen blanken Ring durch die Nase! Und die Wildsau empfand tiefes Mitleid und äuferte es mit melancholischem Grunzen.

Da kam sie aber schön an! Wuzz hob die Nase, blinzelte vornehm mit den kleinen, weißbewimperten Neuglein und meinte: „Wie gefällt dir mein neuer Schmud? Fein! Nicht? Man muß sich doch endlich das knotige Wühlen abgewöhnen. . .“

Als dies die Wildsau hörte, wurde sie traurig und trottete still in den Wald. Ganz droben blieb sie stehen, schnupperte, stieß den Rüssel plötzlich in den weichen Waldboden und wühlte sich eiliche duftende Erüffeln heraus.

Die verzehrte sie unter großem Geschmaße und grunzte etwas vor sich hin, was in der Menschensprache etwa heißt: „Was nützt mir der schönste Nasenring, wenn ich nicht mehr wühlen darf?“

Der Heilige.

Von Dora Jmsan.

Die alte Barockkirche neben der Feldherrnhalle war innen neu hergerichtet worden, die alten Heiligen durch neue ersetzt und die Altäre neu gedeckt. Unter alten Kanzelstüden und zerbrochenen, verschörfelten Säulen lag auf dem Flur zur Sakristei seiner Würde und seines goldenen Heiligenscheins beraubt, Johannes der Täufer. Das wehmütig duldende Gesicht voll milden Verziehens auf der staubigen Erde, die Hände segnend ausgestreckt, wie zuvor, als noch die gläubigen Seelen zu ihm aufstoben und um Erhöhung flehten. Die abgekehrten Hüften umgürtete ein Tuch und die nackten Füße standen auf einem hölzernen Sockel, der von der Last des Körpers, den er wohl Jahrhunderte lang getragen hatte, zerbrochen war.

Man verriet ihm dem Ländler, wie Judas den Christus, für ein paar Silberlinge, und nun stand er dort lange, lange unbeachtet, seine segnenden Arme über alles sinnloses Gerümpel ausbreitend, in einer dunklen Ecke des Trödlerladens.

Das Auge eines Künstlers ist suchend und sein Herz voller Güte und unbewußten Tuns.

So geschah es, daß ein ganz junges, überzartes Menschlein eines Tages den hölzernen Heiligen in seine Arme nahm, an seine Brust lehnte und für wieder ein paar Silberlinge nach Hause trug, viele Treppen hinauf in seine große, stille Malerwerkstatt. Dort war Johannes der einzige Gefährte des jungen Schaffens, der Einzige, den dieser werdende immer um sich ertrug. In allen Qualen und Freuden des Ringens, im Erschaffen und Erleben seiner Kunst blickte er unbewußt zu dem Heiligen auf, der an ein Fensterkreuz gelehnt stand und ins Himmelslicht hineinragte, mit segnenden Händen Tag und Nacht, gleichsam erhaben über alles Irdische, nur diesem einen Menschengestalt geweiht. Hier gab der Heilige nicht wie früher segenspendendes Heil, wofür man ihm Gebete zollte, als er noch auf der für ihn geweihten Stätte stand. Hier wollte niemand etwas von ihm. Hier offenbarte ihm ein Mensch jede Falte seiner Seele im Denken, Fühlen, Arbeiten und Träumen, im Wachen wie im Schlaf. Was der Jüngling im Glückstaumel seiner Geliebten zuraunte, was Freunde zu ihm selbst und untereinander über seine Werke sprachen — alles überfah der Heilige mit wunschlos liebendem Blick. Noch nie hatte er die Hände über soviel Menschliches segnend ausgebreitet, wie hier oben in der Einsamkeit dieses jungen Schöpfers.

Der Winter kam und der Wind fauste um die Turmsensier der Malerstube, und die Dage aus dem Dien neben dem Fenster breit drang dem hölzernen Heiligen mit knisterndem Geräusch durch die überschlänten Glieder, und manchmal erzitterte er bis ins Mark, als wollte er zerbrechen unter dem heftigen Weistreit der Temperaturen. Der Maler hatte dem Heiligen wohl diesen Platz gegeben, weil er ihm keinen passenderen Hintergrund wußte, als das Kreuz und den Himmelsbogen. Aber in einer für Menschen eingerichteten Arbeitsstatt ist das kein geruhiger Platz. Von niemand wurde der Heilige auch hier beachtet. Viele, die aus- und eingingen, streifte Johannes wohl mit einem Blick, und die jungen Mädchen, Modelle, Freundinnen sahen manchmal schon zu ihm empor, verloren ihrem Wünschen und Wollen nachsinnend. Müßige Neugierige, Eitelkeit und Gönnerium war die Triebfeder der meisten, die hier eben den Einsamen suchten. Nur eine Frau erkannte die zarte Seele des jungen Künstlers in seinen Bildern und nahm still waltend die Sorge des Alltags von ihm. Sie gab dem Heiligen seinen Platz am Kopfende der Lagerstatt des jungen Meisters, spannte ein dunkelblumiges Seidentuch dahinter auf die kahle Wand, von der sich die schlante Gestalt warm abhob und stellte zwei wachgrüne Kerzen ihm zu Füßen. Der flackernde Schein des Lichtes umspielte lieblos die Glieder wie seine zarte Erinnerung an des Heiligen eifrigste Wandertätigkeit. Dann war es, als ob ein gültiges Lächeln den sanften Mund umgab, der zu sagen schien: „Ich bin' so zufrieden; jetzt bin ich der stille Schrein einer glücklich beängstigten Seele; jetzt muß ich nicht Wunder wirken, jetzt empfangen ich täglich neue Wunder.“ Und als der Sommer kam, standen die Werke unseres jungen Meisters in der Kunsthalle einer großen Stadt, jedem zu Lob und Tadel, sichtbar.

Da geschah es, daß der Jüngling den ersten Preis in Form eines goldenen Kranzes errang. Den trug er still beglückt heim und setzte ihn seinem Heiligen auf's Haupt. Einen Augenblick sah er in tiefster Freude, deren Grenze der Schmerz ist, die goldene Krone auf dem Haupte des Heiligen erglänzen. Dann wurde dem Jüngling das erste und letzte Wunder des Heiligen kund. Der Kopf sank auf die Brust nieder, die segnenden Hände noch ausgebreitet, stürzte der Heilige zu Boden und zerfiel in Staub.

Alles hatte er ertragen: Daß man ihn seiner Würde und seines Heiligenscheines beraubte, zur Erde warf und verkaufte; aber die Last einer von Menschengestalt für Menschenstolz erschaffenen goldenen Krone ertrug er nicht.

Die besflügelte Kirche.

Von Max Jungnickel.

Wenn einer Lehrer auf dem Dorfe ist oder Pastor, so muß er immer eine Frau heiraten, die singen kann. Das ist das Allerschönste und das wiegt mehr wie ein Goldsack oder wie eine blankpolierte Anstreich.

Ich will nun hier einen Gottesdienst, im Dorfe, zeichnen, wie ich ihn mir denke. Eigentlich möchte ich nicht Gottesdienst sagen. Das klingt zu sehr nach Bibelspruch und nach Gesangbuch. Morgenfeier der Seele, das ist wie ein schimmerndes Ausruhen, eine Stunde lang vom Herzen leben. Das ist schöner wie Gottesdienst, wo so viele hingehen müssen, weil sie am letzten Sonntag nicht da gewesen sind, oder weil sie ein neues Kleid haben.

Draußen ist Frühling. Die Natur sieht geschmückt da und summt vor sich hin in blühender Bläue. Die Kirche ist klein. Was sind denn große Kirchen, wo immer so viel Plätze leer bleiben? Die Kirche muß immer voll sein. Ja, so voll sein, daß die Kinder stehen müssen. Die Sonne fällt durch die bunten Fenster. Wie zerrissene, zersprungene Regenbogen, so leuchten jetzt die Fenster. Die Kirchenglocke läutet. Ihr Läuten fliehet nicht an den Seelen herunter kalt und mürrisch. Ihr Läuten blüht in den Menschenherzen auf. Der Altar ist klein. Hinter der großen Bibel, vor dem Kreuzifix, steht ein großer Strauß mit Feldblumen und mit Wirtensreißern und mit Weidenkätzchen. Der Strauß ist so groß, daß er bis an die Beine des gekreuzigten Heilands heranreicht. Ueber dem Christus hängt ein Bild, farbig, frischfarbig. Eine barfüßige, zarte Magd, das Haar geschelstelt und in Zöpfen herniederfallend, geht an einem Feldweg vorüber. Sie hat einen Tragkorb auf dem Rücken und ein Kind im Arme. Ein freudiges Lächeln liegt auf ihrem Gesicht, wie sie da, zwischen den Ackerhollen, hinschreitet. Ein kleiner Schein, wie der Schein von Himmelschlüssel, seliges Gelb, webt sich um ihren Kopf und um den Kopf des Kindes. In kurzer Entfernung steht ein Bauer an seinem Pfluge. Ein großschlächziger Kerl, knorrig und ehrlich wie ein Baum. Er sieht zu ihr hernieder und nimmt seine warme Schirmmütze ab. Die Pferde drehen ihr den Kopf zu. Die Mutter Maria, mit ihrem Kinde, geht vorüber.

Die Kirche fällt sich. Immer mehr, immer mehr kommen. Nur die alte Frauen sind noch im Dorfe, die in den Stühlen sitzen und die kleinen Kinder in den Wiegen schaukeln. Und nur die ganz alten Männer sind noch daheim, die draußen auf dem Hof, auf einem Baumstamme sitzen und den kleinen Jungen Weidenstäben klopfen. . . . Sonst ist fast alles in der Kirche. . . . Der Küster brennt die Kerzen an. Und nun steht man auf dem Marienbild — den Bauer, der da am Pfluge steht und seine Mütze ab-

nimmt, das ist ja der Großbauer; genau dasselbe Gesicht. Ja, der Großbauer ist es, der alle Jahre so und soviel für das Armenhaus gibt und für die Schule, und der auch das Marienbild bezahlt hat für die Kirche. — Die Glocke hat ausgefungen. Die Kirche ist überfüllt. Und nun spielt der Lehrer ein schönes Lied auf der Orgel. . . . Und nun begibt der Pastor, ein junger Herr, die Gemeine. — Vom Felde herein kommt, zehenspitenteilig, noch ein Knecht. Er ist gelassen. Sein Atem steigt. . . . Von der Arbeit ist er weggelassen. Ueber der linken Coullier hat er, mit den Semeln zusammengebunden, seine Schuhe hängen. Er steht, die Hände gefaltet, da und betet. Der Willkommensgesang ist verlauscht. Der Pastor setzt sich zur Gemeinde. Und nun setzt die Orgel wieder ein. Felerlich, wie in Gebete gehüllt, murmelnd und brausend, geht sie dem Himmel zu. Ihr Herz wühlt sich immer mehr von der Erde los. Jetzt erwacht sanft eine Geige und trippelt neben der Orgel her, leichtfüßig wie ein frömmender Fanz. Das ist die Kirchengelge vom Dorfmeister. Dieselbe Geige, die zu Tänzen aufspielt und zu reichen Hochzeiten und fideles Kindertausen. Jetzt wirft die Geige Rosen aus ihrer Melodie in das brausende Orgelherz. Jetzt wird sie zudringlicher, jetzt schmeißt sie sich an die Orgel heran. Die Orgel aber knurrt sie an und schüttelt sie ab, als wäre ihr der Umgang mit so einer Geige, die angejochene Bauern noch zum Leben bringt, unangenehm und widerlich. Jetzt wachsen der Orgel die Flügel der Ewigkeit, die großen schwingenden Flügel der Ewigkeit. In ihr Herz fällt, wie ein jubelnder Ausschrei, die Stimme Gottes. In die Geige tropft, wie morgendliche Sonne, eine Engelsmelodie. Und nun fliegen sie beide, engumschlungen, in die segnenden Wolken hinein. Und nun erhebt sich die Stimme der Pastorfrau. Der Pastor hat nämlich eine Frau, die singen kann. Und die Stimme segelt wie eine Nachtigall, auf und nieder, drängend und zitternd, hinter Geige und Orgel her. Und nun sind sie im Himmel. Und sie erzählen sich alle drei, in ihrer heiligen Sprache, von der Güte Gottes.

Die Bauern sitzen da. Ihr Herz ist nicht mehr in der Kirche. Gott hat die Seelen der Bauern in seine ewigen Hände genommen und läßt sie nun leuchtend über dem Dorfe aufblättern.

Das Wunder ist aus. Und nun kommt der Pastor auf die Kanzel und spricht: „Geliebte Gemeinde, wir hören am heutigen Sonntag das Wort Gottes wie es geschrieben steht Prediger 7 und 10: „So gehe hin, und is dein Brot mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Mut; denn dein Werk gefällt Gott. Brauche das Leben mit deinem Weibe, das du lieb hast, so lange du das eitle Leben hast, das dir Gott unter der Sonne gegeben hat, so lange dein eitle Leben währt; denn das ist dein Teil im Leben und in deiner Arbeit, die du tust, unter der Sonne. Amen.“ Herzliche Strahlen brechen aus den Augen des Pastors. „Liebe Gemeinde, wenn wir alle Sonntage hier zusammenkommen, so heißt das so viel wir wollen alle Sonntage unser Herz zu einem frommen Notensblatt machen. Wir müssen in der Woche etwas haben, wo wir uns daran anrichten können. Seid fröhlich! So will's Gott. Vergeht aber den guten Mut nicht, wenn euch das Leben, mit Sorgen und Traurigkeit, in die Krallen kriegt. Flucht dann nicht auf den Herrgott, schlägt den Heiland nicht an's Kreuz. Blüht empor, ihr Mütter, an dem Herzen der Mutter Maria, die heimatlos durch den Schnee wanderte und doch so glücklich war, weil sie ihr Kind hatte. Arbeitet und betet. Seid ein Strahl aus Gottes ewigem Auge. Wenn ihr Gott fühlt, dann ist Gott. Was soll ich große Worte machen. — Laßt euch das Essen gut schmecken. Und Sonntag kommt ihr wieder, dann wollen wir wieder mit Gesang und Orgel und Geige und einem schönen Wort, mit unserm alten guten Gott beisammen sein. Meine Frau singt dann ein herrliches Lied von Brahms, Johannes Brahms, das war ein Musiker! Ihr werdet ja am Sonntag hören. Der Brahms war, in seinen ersten Jahren, so ein Musiker wie unser Kramer da oben. Ja, Kramer, du hast deine Sache heute wieder schön gemacht! Brahms spielte auch zuerst in Wirtshäusern und auf Kindertausen für ein paar Groschen und für einen Keller warmes Essen. Hernach aber schuf er seine wunderschönen Melodien und wurde berühmter. Und jedes Mal, wenn er in seiner Heimatstadt ein Konzert gab, dann wurde er bejubelt und bekam große Lorbeerkränze. Die nahm er am andern Tage und trug sie hinaus auf den Kirchhof, auf das Grab seiner Mutter. — Sonntag wollen wir seine Wunder hören. Kommt nur alle wieder. Das wünsche ich mit ganzem Herzen. Amen.“ — Und nun liest er noch die fröhliche Psalme, wo die Hochzeiten, und dann die weinende Psalme, wo die Hände für immer von der Arbeit ausruhen und die Augen, die über die Fesler schwebten, geschlossen sind. Und hernach noch ein kleines Kirchengebet, wo alle Menschen darin sind und das Korn und das Vieh und das schöne Heumatland. Und dann noch ein kleiner Gesarabuchvers und mit Glockentönen gehen sie alle wieder nach Hause.

War's nicht so? Kann's nicht so werden? Muß es nicht so werden?

Jeder Bauer und jede Bäuerin, die in der Kirche waren, und jedes Kind, alle haben sie einen Stern in der Brust.

Muß es nicht so werden? Dann läßt die Bauernangen auf, wenn sie den Kirchturm sehen an Arbeitstagen, dann freuen sie sich die ganze, schwere Woche lang auf die Morgenfeier der Seele am Sonntag.

Ja, es muß so werden! Es muß so werden!

Rosendruck sämtlicher Artikel verboten. — Für unvollständige Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. Verantwortlicher Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag der C. F. Müller'schen Buchhandlung in. b. O.